

Einer von beiden.

Roman von M. von Buch.

1.

Es war gegen zehn Uhr abends; soeben hatte der Wächter die Stunde ausgerufen und seinen ersten Rundgang beendet. Im Dorfe Kremzin waren schon längst die Lichter erloschen; in den Häusern und Häuschen hatte sich bereits alles zu ruhigem Schlummer niedergelegt.

Die breite Dorfstraße mit dem Brunnen in der Mitte lag still und menschenverlassen da und schimmerte weiß im Lichte des Vollmonds. Man hätte fast denken können, eine Schneedecke ruhe darüber, wäre die Luft nicht voll Fliederduft gewesen, der von den Gärten herüberwehte und so die Jahreszeit feststellte: es war Frühling, aber der Frühling stand an der Neige seiner Herrschaft und streckte schon dem Sommer das Scepter entgegen.

Etwas abseits von dem Dorfe lag der Gutshof. Die einfachen Gebäude schoben sich zu einem Viereck zusammen, das große Seitenthor war fest verschlossen. Auch hier herrschte Friede und Stille. Das müde Gesinde lag im Schlafe und aus den Ställen klang nur hin und wieder ein leises Brummen oder das Kettengerassel eines unruhigen Tieres.

Mit dem bläulichen Licht des Mondes aber vermischte sich das rötliche einer Lampe. Der Schein drang aus dem letzten Fenster des langen, einstöckigen Wohnhauses und spielte auf der schlichten Steintreppe an der Giebelseite des Hauses, wo sich der Eingang befand. Wer wachte noch hier? — Die Kerzen waren zu Ehren eines hohen Gastes entzündet. Der Todesengel hatte seinen traurigen Einzug gehalten und es war jetzt, als höre man noch das Rauschen seiner Fittige durch die Stille.



Das kunstgewerbliche und technologische Museum in Bozen. (Mit Text.)

In dem Giebelzimmer stand ein einfaches Lager, darauf ruhte er, der vor wenigen Minuten die Augen zum letzten Schlummer geschlossen hatte, der Gutsbesitzer Werner, das Haupt der Familie.

Der kräftige, noch junge Mann hatte sich vor einigen Wochen eine Erkältung zugezogen, die plötzlich einen bösen Charakter annahm; er war einem Gehirnschlage erlegen. Der Arzt hatte vor wenigen Stunden das Haus verlassen, da ihn andere dringende Pflichten riefen. Er sah, hier war seine Kunst vergeblich; gegen den Tod ist noch kein Kraut gewachsen. Die Witwe des Toten hatte sich verzweifelt über das Lager geworfen.



Professor Max Müller. (Mit Text.)

Die hohe, kraftvolle Gestalt des jungen Weibes erschütterte von Zeit zu Zeit furchtbares Schluchzen, worauf sie das Haupt dann fester in die Kissen drückte, dicht an den Kopf mit dem schlichten, blonden Haar und den blassen, schon halb erkalteten Lippen.

Eine große Schwarzwälder Kuckucksuhr tickte gleichmütig dazu, als ginge sie Leid und Sterben nichts an. Die Lampe, die auf der blindgewordenen Holzplatte auf dem Tisch stand, flackerte unruhig hin und her, warf ihren unsicheren Schein auf die Schränke an der Wand, auf das hochbeinige Sofa mit den ledergepolsterten Stühlen davor und versuchte vergeblich, das dunkeltapezierte Zimmer zu erhellen. In einer Ecke war es ganz finster.

Dort auf der Bank, dicht neben dem altväterischen Kachelofen, hockten zwei flachshaarige Buben von acht und zehn Jahren. Der jüngere, ein bildhübscher, kleiner Krauskopf, hatte sich in den Schlaf geweint; der ältere hatte den Arm sorgsam um den Bruder gelegt und sah mit großen, verständigen Augen zu der Mutter hinüber.

Wenige Stunden vor seinem Heimgange hatte der Vater die Kinder an sein Bett gerufen und während er die Hände auf ihr Köpfchen gelegt, mit letzter Anstrengung gesagt: „Ernst, Du bist der älteste. Vergiß das nicht. Suche Deiner Mutter zu helfen, soviel Du kannst; werde Du ihre Stütze. Und Heinz, Du bist ihr Liebling, mache Du ihr Freude!"

Der kleine Ernst dachte an die Worte, während er in die Flamme starrte.

Da hörte man draußen auf der Landstraße feste, laute Schritte. Irgend ein junger Bursche, der bei dem schönen Mondschein ein Stelldichein gehabt hatte, mochte heimkehren, worüber die Hunde im Dorfe ein wütendes Gebell erhoben. Auch der Spitz auf dem Hofe fing an zu heulen und mit der Kette zu klirren. Häßliche Dissonanzen störten die heilige Stille des Todes.

Das Geräusch schien die junge Frau aus ihrem betäubenden Schmerze zu wecken. Sie hob einige Male das Haupt mit den schweren, halbgelösten Flechten, um es mit leisem Stöhnen wieder sinken zu lassen.

Ernst beobachtete die Bewegungen. Er wußte, es war Sitte, den Hofhund fortzuschaffen, sobald sich eine Leiche im Hause befand; er wußte aber auch, das Mädchen, welches in der vergangenen Nacht gewacht hatte, war zur Ruhe geschickt worden.

Sanft schüttelte er den kleinen Bruder am Arm.

„Wache auf, Heinz!" sagte er.

Das Kind rührte sich nicht; es atmete fest und ruhig. Behutsam löste Ernst den kleinen Körper aus seinen Armen; noch einmal schüttelte er ihn.

„Komm Heinz, wir müssen hinausgehen!"

Das Kind fuhr schlaftrunken in die Höhe. Als es jedoch das Ungewöhnliche seiner Umgebung bemerkte, schrie es laut auf und stürzte weinend auf die Mutter zu, den Kopf in die Falten ihres Kleides bergend.

1. Streichen des Unterschenkels.

„Ich fürchte mich so! Was ist denn geschehen?" schluchzte es.

Frau Werner riß den Knaben an sich und küßte ihn unter heißen Thränen.

„Mein armes, vaterloses Kind, Du erinnerst mich zur rechten Zeit, daß ich noch nicht alles verloren habe auf der Welt!" rief sie. „Ich habe ja noch euch beide!"

Und wieder preßte sie den Knaben an sich, und die bitteren Zähren des jungen Weibes und die leichtfließenden Kinderthränen rannen ineinander und fielen auf die erkalteten Hände des stillen Mannes. Als Frau Werner sich aber nach ihrem Aeltesten umsah, war er verschwunden. In der bittersten Stunde ihres Lebens tröstete sie nur einer ihrer Söhne, einer von beiden.

Ernst stand draußen auf dem mondbeleuchteten Hofe, kämpfte tapfer seine kindische Furcht hinunter und führte den heulenden Hund in einen fernliegenden Stall.

Herr Werner, der vor zwei bis drei Jahren das hübsche, jedoch arg verwahrloste Gut Kremzin gekauft, hatte sich in der ganzen Umgegend allgemeiner Beliebtheit erfreut. Der Tod des strebsamen, tüchtigen Mannes erweckte daher ungeheuchelte Teilnahme und an seinem Begräbnistage rollte Wagen auf Wagen in den sauber gekehrten Hof. Die umwohnenden Gutsbesitzer, die dem Toten die letzte Ehre erweisen wollten, hatten die großen Entfernungen nicht gescheut, nicht die Wege und auch nicht die Zeit, und es war doch gerade Heuernte.

Die Trauergäste hatten sich schon vollzählig versammelt, als noch in aller Eile ein Viererzug auf den Hof bog; das Silbergeschirr der feurigen Rappen funkelte in der Sonne, und an der Wagenthür glänzte ein Wappen mit einer neunzackigen Krone.

„Ah, Graf Steinbeck! Der Steinbecker Graf!" ging es flüsternd von Mund zu Munde durch die Reihen der Tagelöhner, und an den Fenstern des Herrenhauses zeigten sich einige neugierige Gesichter.

„Trakehner!" flüsterte der Herr Rittergutsbesitzer Braun seinem Nachbar zu, indem er mit Kennermiene die Rappen musterte. „Es steckt Rasse in den Gäulen, was? Möchte wissen, was das Stück kostet!"

Der Angeredete schnitt ein Gesicht.

„Seine Schulden und Hypotheken werden wohl bereits so schwer wiegen, daß zwei Pferde für die Last nicht ausreichten; dazu mußten viere 'ran!" glossierte er.

„Sparen Sie die schlechten Witze für ein andermal auf," raunte Braun zurück.

Der Graf trat ein.

Die Herrschaft Steinbeck grenzte an Kremzin, doch da der Graf seinen ständigen Wohnsitz in Berlin hatte, kam er im großen und ganzen nur selten mit seinen Nachbarn in Berührung; daher wirkte sein Erscheinen heute ganz überraschend.

Es war der schönste Junitag, den man sich denken konnte. Die Luft war weich und lind, Vögel sangen und überall war ein Blühen und Duften, als wolle die Natur sich selbst übertreffen. Auf den Feldern entrollte das junge Korn seine grünen Fahnen; in dem großen Garten, der sich dem Wohnhause anschloß, dufteten Rosen und Jasmin. Und inmitten dieses wonnigen Frühlingstages bewegte sich der endlos lange Trauerzug durch die Dorfstraße dem kleinen Friedhofe zu, voran der schwarze Sarg, der fast verschwand unter der Fülle von Laub und Blumen. Acht Tagelöhner, lange Florbänder an den Mützen und an den Armen, trugen die Leiche ihres ehemaligen Herrn; auf ihren wetterharten Zügen lag der Ausdruck ehrlicher Trauer.

Hinter ihrem Sarge schritt die junge Witwe mit ihren beiden Söhnen.

Und während jetzt die Kirchenglocken zu läuten begannen, faltete ein alter Mann, der nun schon jahrelang gelähmt auf seinem Schmerzenslager in dem kleinen Hause am Ende des Dorfes ruhte, mit stillem Weinen die Hände.

„Unser Herrgott hat 'mal wieder den Unrechten zu sich gerufen! Warum konnte ich nicht sterben!" murmelte er.

Pastor Grosse, der Ortsgeistliche, war im allgemeinen kein großer Redner, doch heute hatte er das rechte Wort gefunden. Er hielt an dem offenen Grabe, über das die Lerchen jubilierten, eine tiefergreifende Ansprache, und in all den mehr oder minder gebräunten Gesichtern der einfachen Landbewohner zuckte es wie stille Rührung, als die erste Scholle Sand auf den Sarg fiel, während der Prediger schloß: „Bis daß du zu Erde werdest, wovon du genommen bist."

Besser, als jeder andere, versteht der Landmann, der so vertraut mit dem mütterlichen Boden ist, das uralt heilige Bibelwort, das die Vergänglichkeit alles Irdischen predigt: Erde zu Erde!

Aber als die Trauerversammlung in das stille Haus zurückkehrte, wo auf zierlich gedeckten Tischen ein reichlicher Imbiß bereit stand, — natürlich, wer stundenlang weit über Land gefahren ist, der verlangt nach Speise und Trank, — da verflog allmählich die Rührung.

Die Herren nahmen Platz, die Flaschen wurden entkorkt. Graf Steinbeck war der einzige, der das Frühstück ablehnte, nachdem er nach der Uhr gesehen hatte. Er müsse heute mit dem Mittagszuge nach Berlin fahren; es sei also keine Zeit zu verlieren, wenn er noch rechtzeitig zur Station kommen wolle, sagte er, sich bei seinen Nachbarn entschuldigend. In der nächsten Minute brauste sein Wagen bereits wieder über den Hof davon.

Das erste Glas Wein hatte man inzwischen geleert; im Speisezimmer wurde es schon recht lebhaft.

„Was wird nun aus dem Gute werden?" fragte jemand.

„Nun, die Frau wird wohl verkaufen und zu ihren Eltern ziehen, die in irgend einer kleinen schlesischen Stadt wohnen. Was bleibt ihr weiter übrig, da Werner kein Vermögen hinterlassen hat?"

Braun überlegte, ob er sich Werners Reitpferd zulegen sollte. Wenn die Frau verkaufen mußte, würde es jedenfalls billig zu haben sein; vielleicht konnte er auch den Preis noch etwas drücken; bei den schlechten Zeiten mußte jeder praktische Landwirt aus allen Eventualitäten Vorteil zu ziehen versuchen.

„Graf Steinbeck hat schon wieder eine neue Hypothek aufnehmen müssen; jetzt geht es da ganz bestimmt bergab," sagte ein dicker Amtsrat, sich das Bäuchlein streichend.

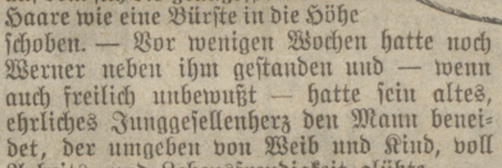
„Mit vieren lang!" spöttelte der Witzbold von vorhin.

So schwirrten die Gespräche über die Tische hin und her. Das Leben flutete wieder im alten Geleise. Die Lücke, die durch den Toten entstanden war, hatte sich bereits wieder geschlossen. Wie schnell ist doch ein Mensch vergessen!

Und „wie schnell ist ein Mensch vergessen!" sagte auch Herr Hellborn auf Greinshagen, der einzige unter den Trauergästen, der keinen Teil an den allgemeinen Gesprächen nahm. Er hatte in Werner nicht nur einen Nachbar, er hatte zugleich einen Freund in ihm verloren, und als er jetzt die großen, etwas schwärmerischen Augen über die schwatzende Versammlung schweifen ließ, dachte er, daß er vielleicht der einzige sei, der sich noch des Toten erinnere.

Hellborn war nicht eigentlich von Beruf Landwirt. Da er jedoch, von Jugend auf kränkelnd, sich während seines zweiten Semesters — er studierte Philologie — einen schweren Lungenkatarrh zugezogen hatte, folgte er der Weisung des Arztes, verließ die staubige Stadt und ging nach Greinshagen, das ihm ein Vetter vererbt hatte. Seine Kränklichkeit hatte ihn reizbar und empfindlich gemacht, und da er sich von dem derben Wesen seiner Nachbarn oft zurückgestoßen fühlte, hatte er wenig Umgang; nur Werner war er in der letzten Zeit näher getreten.

Nachdenklich hatte er sich auf den Stuhl zurückgelehnt, kaum die Speisen berührend. Sobald es irgend anging, verließ er die Tafel und trat ans Fenster. Er war kein junger Mann mehr, auch sein Aeußeres war durchaus nicht anziehend, — eine schmächtige Mittelfigur mit einem fast zu großen, bedeutenden Kopf, auf dem sich die graugesprenkelten Haare wie eine Bürste in die Höhe schoben. — Vor wenigen Wochen hatte noch Werner neben ihm gestanden und — wenn auch freilich unbewußt — hatte sein altes, ehrliches Junggesellenherz den Mann beneidet, der umgeben von Weib und Kind, voll Arbeits- und Lebensfreudigkeit glühte.

2. Kneten eines Muskels.

„Ein sehr glücklicher Mensch!" hatte er gedacht, als er an jenem Tage mit dem Freunde beim Abendbrot saß, just in diesem Zimmer, in welchem die Herren jetzt beim Leichenschmaus tafelten.

„Ein glücklicher Mensch?" murmelte er jetzt fragend. Ja, aber einer, der dem Neid der Götter gefolgt war!

Einige Minuten später pochte Hellborn mit dem Rechte eines alten Freundes an das Familienzimmer.

Frau Elisabeth saß vor einem mit Papieren bedeckten Tisch;

sie streckte dem Ankommenden schweigend die Hand entgegen. Auch er stand eine Weile stumm vor ihr; er war überhaupt kein Mann von Worten.

„Ich bin, wie Sie sehen, beim Ordnen der Papiere," sagte sie, als er neben ihr Platz nahm. „Es ist so viel zu thun und zu bedenken; ich muß meine Gedanken zusammenhalten und darf sie nicht in die Vergangenheit schweifen lassen. Ich habe keine Zeit, zu weinen."

Sie legte sorgfältig das gelesene Schriftstück zur Seite.

Er blickte auf die stattliche Erscheinung im Trauerkleide; die Augen wurden ihm feucht.

Ihr sonst blühendes Gesicht war bleich und übernächtig; um den vollen, roten Mund zuckte es in unterdrücktem Schmerze, doch kein Wort der Klage kam über ihre Lippen.

„Sie wissen, ich habe Werner geliebt, wie meinen jüngeren Bruder," begann Hellborn mit leicht zitternder Stimme, „und er hatte genügend Vertrauen zu mir, um mich zum Vormund seiner Kinder zu ernennen. Wenn ich Ihnen also von Nutzen sein kann, bitte, zählen Sie ganz auf mich!"

Frau Werner sah dankbar zu ihm auf.

„Sie sind ein treuer Mensch, Hellborn! Lassen Sie uns, wie bisher, gute Nachbarschaft halten."

Er zog überrascht die Augenbrauen in die Höhe.

„Ich glaube, Sie thun am besten, zu verkaufen," sagte er. „Sie sind noch jung. Gehen Sie zu Ihren Eltern zurück. Und wenn das Kapital nicht ausreichend ist, beide Knaben dermaleinst für einen Beruf vorzubereiten, wie er den Fähigkeiten und Wünschen jedes einzelnen entsprechen wird, — nun Frau Elisabeth, so werden Sie mir doch erlauben, für meine Mündel zu sorgen. Ich habe ja mehr, als ich gebrauchen kann!"

Ihr blasses Gesicht färbte sich mit einem Anhauch von Röte.

„Nicht doch," sagte sie sanft, „ich werde nicht verkaufen, sondern die Wirtschaft weiterführen. Mein Gatte hat noch auf dem Totenbette meinen Entschluß gebilligt. Kremzin war entsetzlich vernachlässigt. Sie wissen, Werner hat durch die Verbesserungen auch noch den Rest seines Vermögens in das Gut gesteckt. ‚Noch einige Jahre muß ich meinem Acker borgen,' pflegte er zu sagen, ‚aber meine Arbeit ist nicht umsonst, ich erhalte alles zurück.' — Sehen Sie, dieses wäre nun verloren, wenn ich jetzt verkaufte. Meinen Kindern ist der Vater entrissen worden; es ist ja nur ein schwacher Ersatz, wenn ich versuche, ihnen wenigstens das Erbteil ihres Vaters zu erhalten."

„Und wird Ihnen nicht bange vor dem, was Sie unternehmen?" fragte Hellborn teilnehmend.

„Ich halte es für die Aufgabe, die mir neben der Erziehung meiner Kinder überkommen ist," erwiderte sie einfach.

„Und die Ihnen gelingen wird, wenn Sie so denken!" sagte er, ihr die Hand reichend.

Sie umspannte dieselbe mit festem Druck, während ihr thränengerötetes Auge hinausschweifte und an dem Stückchen blauen Himmels, das über den Dächern sichtbar ward, haften blieb.

„Gottes Wege sind dunkel, doch seine Pflicht soll man nicht zagend thun!" sagte sie bestimmt.

Er blickte sich im Zimmer um.

„Wo sind die Jungen?" fragte er.

„Ernst und Heinz warten im Hofe. Sie wollten Ihre Abfahrt nicht versäumen."

„Ich komme bald wieder, Frau Elisabeth," sagte er, sich verabschiedend, mit ernstem Blick.



3. Klappen mit beiden Händen.

Die Gäste hatten inzwischen Kremzin verlassen; im Eßzimmer erklangen Kinderstimmen. Der verständige Ernst wehrte dem Brüderchen, die Weinreste zu nippen, die noch hie und da in den klaren Krystallgläsern auf den Tischen standen.

„Recht so, Ernst!" lobte Hellborn den kleinen Erzieher.

„Die Mutter würde es nicht erlauben," sagte Ernst in vollem Eifer, „und ich habe dem Vater versprochen, ihr zu helfen, soviel ich kann!"

Nachdenklich stieg Hellborn in den Wagen. Er, der für die Schönheit der Natur ein so empfängliches Herz hatte, fuhr heute ohne Verständnis durch den schönen, sonnigen Junitag, vorüber an den grünwogenden Feldern, an denen er sonst eine herzliche, nicht mit Nebengedanken gemischte Freude an der einträglichen Ernte empfunden hatte.

Seine Gedanken weilten bei dem Schläfer auf dem stillen Dorfkirchhofe.

„Und er war doch ein glücklicher Mensch!" murmelte er halblaut vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

Verscherzt.

Erzählung von M. Doberenz.

Sie hatte die Jungfer hinausgeschickt. Sie wollte allein sein, sich ungestört an dem eigenen berückenden Spiegelbild satt schauen. Liane war schön, sie bog den Kopf in den Nacken, hob die Arme und steckte die Rosen höher im goldblonden Haar. Die dunklen Wimpern beschatteten die tiefblauen Augen, in denen eine heiße Sehnsucht zitterte. Jetzt schlug sie sie voll auf und ließ sie prüfend in dem von Kerzen beleuchteten venetianischen Glase ruhen, das ihre jugendschöne Gestalt voll zurückwarf. Sie nickte befriedigt. Ihre Hand strich liebkosend über die mattrosa Seidenfalten, die den Körper weich umschmiegten.

„In rosa sah er mich zuletzt!" Sie atmete tief auf.

„Damals!"

4. Hacken mit gekrümmten Fingern.

Sie trat vom Spiegel zurück und ging erregt hin und her. Ihr Fuß versank tief im molligen Teppich. „Wie lange ist's her?"

Sinnend stand sie still. — „Einundzwanzig Monate!" Sie streckte die Arme verlangend aus: „Jetzt will ich leben, leben! Die Fesseln sind zersprungen, ich bin frei!!"

Sie eilte in das angrenzende Boudoir. Es war dunkel darin, mit sicheren Schritten ging sie auf den Schreibtisch zu und entnahm tastend einem Fach ein welkes Sträußchen.

„Veilchen!" Liane küßte die trockenen Blumen. „Ach, damals, als ihr frisch waret! — — Alles kam anders — aber jetzt, jetzt wird alles, alles gut!"

Sie lehnte die heiße Stirn an die kühlen Fensterscheiben und sah träumend in den verschneiten Garten hinaus.

An einem einstöckigen Gartenhaus fanden die Augen einen Ruhepunkt. Zwei Fenster waren hell erleuchtet. Durch diese hatte man Einblick in eine trauliche Stube; dort saß eine ältere Dame und schrieb.

Liane nickte: „'s war auch 'ne Liebesheirat! Die magere Pension langt nicht weit; Mutter und Tochter müssen arbeiten. Anne hat mir 'mal erzählt, daß die Mutter englische und französische Werke übersetzt. Anne thut fast alles allein im Haushalt und giebt noch Stunden dabei. Das Mädel stutzt sich alte Fahnen immer wieder zurecht; wenn ich das gemußt hätte? Thörichter Gedanke! Was einer hausbackenen Anne leicht wird, wäre einer genialen Liane unmöglich gewesen!"

Ein heller Glockenschlag erklang.

Die schöne Frau wandte das Haupt. Das erleuchtete Zifferblatt der zierlichen Rokokouhr auf dem Kaminsims glänzte hell.

„Halb sieben! Ich habe noch Zeit zum Träumen, bis zum Sylvesterball!"

Sie starrte eine Weile verloren auf die Purpurglut der im Kamin glimmenden Holzscheite.

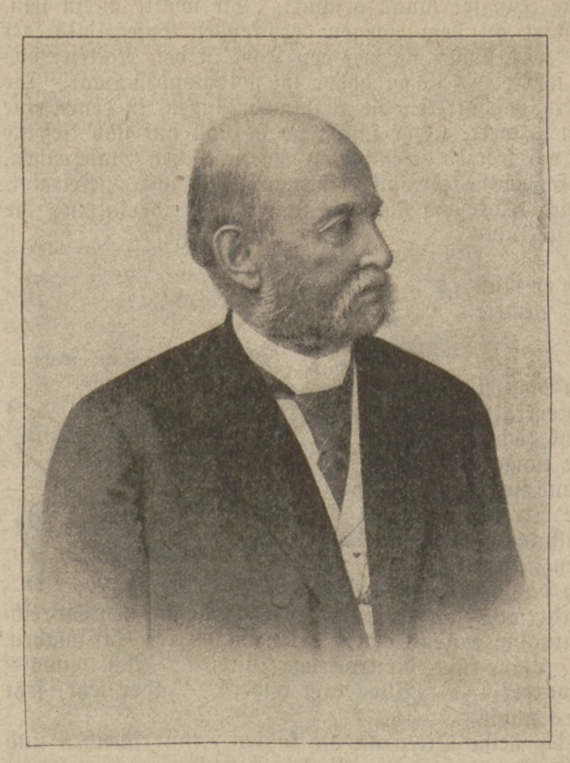
Dann sank sie in den Sessel am Fenster, stützte den Kopf in die Rechte und hielt mit der Linken die vertrockneten Veilchen an die Lippen: „Ihr seid verdorrt und lebt und duftet nicht wieder, aber die Zeit, in der mir Manfred euch gab, soll wiederkehren, lebendig und glutvoll, wie einst!"

Die Vergangenheit zog am Geiste der jungen Frau vorüber, sie flüsterte: „Ich war noch klein, als die Eltern starben. Reiche Verwandte erzogen und verwöhnten mich. Ich wurde gefeiert, als ich erwachsen war. Da lernten wir uns kennen, Manfred! Wir waren beide arm, aber wir liebten uns. Dein Oberst gab einen Ball zu Ehren des General von Hattenheim, der zur Besichtigung der Garnison hergekommen war. Ich kannte den alten Herrn von Karlsbad aus, wohin ich Tante im Sommer begleitet hatte.

„Wie freute ich mich auf den Ball! Als ich in den Saal trat, eiltest Du mir entgegen. Zärtlich, bewundernd umfaßtest Du mich mit den Blicken: ‚Heckenrose!' sagtest Du leise und schautest mir tief in die Augen. Dann ruhte ich an Deiner Brust und flog mit Dir im wirbelnden Tanze dahin. Die Veilchen brachtest Du mir beim Cotillon und führtest mich nach einem stillen, lauschigen Plätzchen neben dem Saal und dort sprachst Du mir von Deiner Liebe, beschworst mich, Dein Weib zu werden, trotzdem Du den bunten Rock ausziehen müßtest, denn als armer Leutnant könntest Du nicht heiraten.

„Ich trank Dir die Worte von den Lippen, und als Du mir die Arme entgegenbreitetest, da — wurden Stimmen laut. Andere hatten sich aus dem schwülen Ballsaal hierher geflüchtet, wir waren nicht mehr allein. Als Du mich zurückführtest und flehtest: „Die Antwort, Liane?" da kam uns die Tante entgegen, legte den Arm um meine Taille und sagte liebenswürdig: „Sie erlauben, Herr

Leutnant, ich habe meiner Nichte etwas mitzuteilen!' Dann nickte sie Dir gnädig verabschiedend zu. Du verbeugtest Dich, ließest Deine treuen Augen noch einen Moment in den meinen ruhen und — gingst. — — — —



Dr. Freiherr Hermann von Mittnacht. (Mit Text.)
Phot. Friedrich Müller, München.

„Und dann — — mir ist's noch wie ein Traum!"

Liane preßte die Finger gegen die pochenden Schläfen, dann fuhr sie in ihrem Selbstgespräch fort: „Tante zog mich in eine Fensternische, wo uns die Gardinen verbargen, nahm mich in die Arme, küßte mich und sprach von einem großen Glück, das mir bevorstünde.

„Und dann — dann sagte sie's: Der General wollte mich zur Frau! — — — Ich fragte sie zwei-, dreimal, denn ich glaubte das Gehörte nicht. Und als sie es dennoch bestätigte, da sprach ich von Manfred. „Tante klopfte mir lachend die Wange und nannte mich ein thöricht' Ding, das sich gar wegen eines Dutzendleutnants ein großes Glück verscherze. Eine reiche Excellenz strecke nicht täglich die Hand nach einem Gänseblümchen aus. Dann sprach sie von dem Aufsehen, das die Verlobung machen würde, von dem Neid der Freundinnen, dann von der vornehmen Villa, die wir bewohnen würden, von den Dienern, denen ich befehlen dürfte, den Equipagen, dem Reitpferd und vielen anderen schönen Dingen, bis mir schwindelte. Dann redete sie wieder von der bevorzugten Stellung einer Generalin. „Wie unbedeutend ist eine Leutnantsfrau dagegen!" schloß sie endlich.

„Ich stand regungslos und suchte in meinem armen Hirn die wirren Bilder zu ordnen, die Tante entworfen hatte.

„Sie nahm meine Hand: „Gelt, Kleine, Du kommst Dir vor, wie das Aschenbrödel im Märchen? Jetzt bin ich beruhigt, Deine Zukunft machte mir Sorge, Du bist zum Genießen geschaffen, nicht zum Entbehren; Kind, verscherze Dein Glück nicht!" — — — „Eine halbe Stunde später stellte mich der General der versammelten Gesellschaft als seine Braut vor.

„Wie's Manfred aufnahm? — ich habe nicht gewagt, ihn anzusehen. — — —

„Nach sechs Wochen war ich Excellenz, nach sieben Monaten — Witwe! —

„Und jetzt?" Liane erhob sich und ging erregt auf und ab.

„Im November war das Trauerjahr zu Ende, und an dem Tage, an dem ich das düstere Schwarz ablegte, begegnete mir Manfred.

„Manfred, Einziger! — Ich wäre trotz Glanz und Reichtum arm gewesen, wenn ich Dein Bild nicht im Herzen getragen hätte! Und Du? Man erzählte mir, Du wärest zum Damenfeind geworden und Streber, der jüngste Hauptmann vom Regiment. Ich fühl's, Du bliebst mir treu!

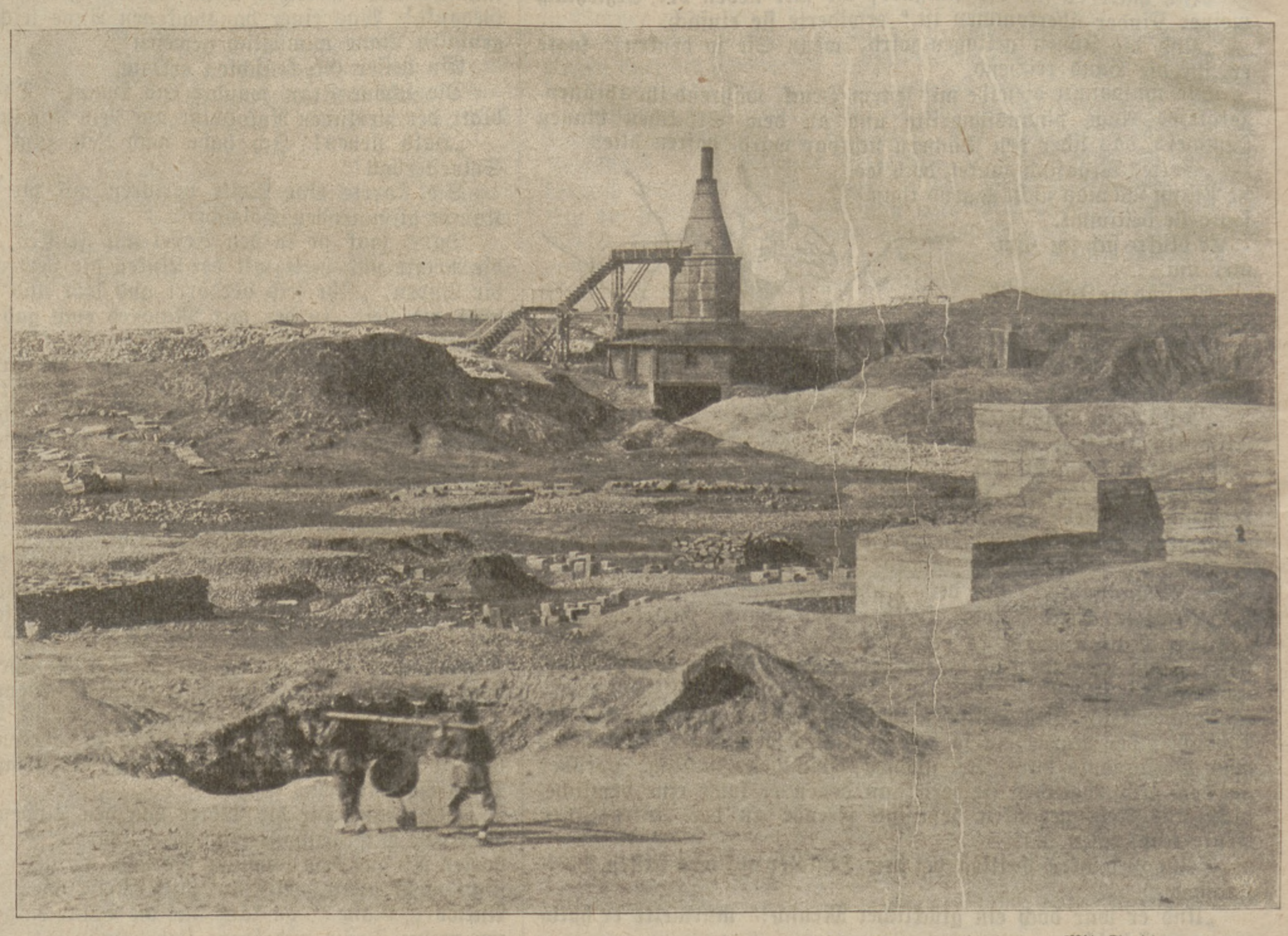
„Heute, Lieber, wenn wir ins neue Jahr hineintanzen, will ich Dir die Antwort geben, die ich Dir damals schuldig blieb. Wie herrlich hat sich alles gefügt! Jetzt brauchen wir nicht gemeinsam zu darben, ich bringe Dir Millionen als Hochzeitsgabe!"

Sie ging ans Fenster, öffnete es und sog die milde Winterluft ein.

Drüben im Gartenhaus schrieb die alte Dame immer noch emsig: „Das wär' auch mein Los gewesen!" Liane schüttelte sich: „Ich taug' nicht zum Entbehren, Tante hat recht, ich durfte mein Glück nicht verscherzen. 's wird ja noch alles gut. Nur noch wenig Stunden und das alte Jahr versinkt, nimmt alles Leid mit ins Grab, das junge Jahr bringt neues Leben, junges Glück!"

Wieder sah Liane nach der fleißigen Frau drüben: „Warum sie am Sylvester allein sitzt? Anne ist gewiß bei Freunden! Wir waren zusammen in einer Pension, wurden aber nie intim, waren zu verschieden. Sie machte keine Tollheit mit, hockte immer über den Büchern, wollte Lehrerin werden; mir wär's zu trocken gewesen. Na, sie hat 'was gelernt und kann's brauchen. Täglich wandert sie mit Büchern unter'm Arm durch den Garten, um Privatstunden zu geben. Sprachstunden! Himmel, wie schlecht werden die bezahlt. Und dabei vertrauert so'n Wurm seine Jugend." Liane bog sich zum Parterrefenster hinaus, ihr war heiß, die Luft that ihr wohl. „Wir werden bald Tauwetter haben!" dachte sie bedauernd. Sie hatte sich darauf gefreut, mit Manfred auf Stahlschuhen über die spiegelglatte Eisfläche hinzufliegen oder von ihrem Schlitten aus an seiner Seite das feurige Gespann zu lenken.

Als sie das Fenster schließen wollte, fesselte sie ein Geräusch an ihren Platz. „Ich glaube, Mutter wird krank, sie ist an keine Freude mehr gewöhnt!" hörte sie sagen. — „Thörichtes Kind, Freude tötet nicht!" antwortete eine Männerstimme, die Liane zittern machte.



Der große Kalkofen in Tapautan nördlich von Tsingtau. Photographische Momentaufnahme. (Mit Text.)

Sie bog sich weit zum Fenster hinaus und sah eine hohe Gestalt in einen Militärmantel eingehüllt, an die sich Anne schmiegte.

„Von hier kann man Mutter im Wohnstübel schreiben sehen. Wie emsig die Feder fliegt, ach, wenn sie wüßte!“



Mit Volldampf. Nach dem Gemälde von Th. Kleehaas. (Mit Text.)

Beide kamen langsam näher und blieben dicht unter dem Fenster stehen, an dem die junge Witwe tief erblaßt lehnte.

„Bald soll sie's wissen!“

„Gleich!“ eiferte Anne und strebte weiter.

„Gönne mir noch einen Augenblick allein mit Dir!“

Anne antwortete nicht, lehnte aber den Kopf an die Schulter ihres Begleiters.

„Wie gut, daß ich Dich heute bei Hübners traf und heimbringen durfte. Nun weiß ich doch, daß meine Liebe erwidert wird, daß Du mir gehören willst fürs ganze Leben!“

„Fürs ganze Leben!“ wiederholte sie innig.

Und dann sagte sie leise: „Ich hätt's nicht gedacht, ich glaubte, Du — Du —“

„Nun?“

„Liebtest die schöne Hattenheim!“

„Ich habe sie geliebt.

Anne schwieg. —

Die Lauscherin meinte an ihrem Herzschlag zu ersticken.

„Es ist verwunden!“

„Ganz, Manfred?“

„Ganz!“

„Sie ist so schön!“

5. Hohlhandklopfen.

„Und — eitel! An dem Abend, an dem sie Generalsbraut wurde, trat sie meine Liebe tot!“

„Manfred, was war das? Klang's nicht wie ein schmerzlicher Seufzer?“

„Eine Soldatenbraut darf nicht schreckhaft sein, Liebchen, Du täuschest Dich! Komm jetzt zur Mutter. Wird ihr der Schwiegersohn willkommen sein, der ihrem Kinde nur ein bescheidenes Heim bieten kann?“

„Still, Böser, Deine Liebe ist der größte Reichtum!“

„Gute Anne, Du giebst mir den Glauben an selbstlose Liebe wieder. Du —.“ Das Weitere verlor sich im Vorwärtsschreiten beider.

Liane stand noch am Fenster und starrte dem Paar mit heißen, trockenen Augen nach. Lange, lange regte sie sich nicht. Sie sah, wie die Verlobten zur Mutter traten, wie sich die Frauen umarmten und dann die drei beisammen saßen. Endlich, als sie ein Frösteln zusammenschauern ließ, wandte sie sich ab. Müde schleppte sie sich in ihr Ankleidezimmer.

Der Diener meldete den Wagen.

Liane öffnete mehrmals die Lippen, ehe sie mit heiserer Stimme den Befehl gab, man solle sie nicht stören, sie bliebe zu Hause! Als der Diener zögerte, als erwarte er noch einen weiteren Befehl, winkte sie ungeduldig: „Ich will allein sein, — brauche die Jungfer nicht. Macht euch vergnügt, feiert einen — lustigen Sylvester!“

Der Diener verbeugte sich und ging.

Liane stand vor dem Spiegel. Sie starrte ins Glas. War das dasselbe Gesicht, das ihr vor einer Stunde daraus entgegengelacht hatte? Die Augen weit aufgerissen, die Lippen fest zusammengepreßt, die schönen Linien vom Seelenschmerz verzerrt.

Sie griff nach den Rosen, riß sie aus den Locken und warf sie zu Boden. Ihre Finger krallten sich tief in das Haar ein: „Sonnenstaub“ hatte er es genannt. Liane lachte grell auf. Dann lief sie wie gejagt im Zimmer hin und her. Sie wollte den qualvollen Gedanken entfliehen. Umsonst!

„Ich bin ja reich — reich!“ schrie sie auf. „Alles kann ich kaufen — — seine Liebe nicht! Verscherzt, verscherzt!“

Thränenloses Schluchzen erschütterte sie.

Dann saß sie regungslos und brütete dumpf vor sich hin. Plötzlich zuckte ein unheimliches Lächeln um ihren Mund:

„Der General verschaffte sich's heimlich! Wenn er große Schmerzen litt, genügten ein paar Tropfen, sie zu stillen. War's Laune, daß ich nach seinem Tode die Flasche an mich nahm? Der Inhalt würde genügen — —, sie schüttelte sich: „Bin ich wahnwitzig?“ Ihr graute vor sich selbst.

Wieder saß sie stumm und starrte lange auf einen Punkt.

Jetzt stand sie auf und lauschte! — Leise, leise schlich sie ins dunkle Nebenzimmer. Nun stand sie vor dem Schreibtisch! — Sie stöhnte — — jetzt drehte sie den Schlüssel um, riß ein Fach auf und griff mit sicherer Hand nach einer Flasche. Die Finger ihrer Rechten umspannten den Stöpsel. — — — „Mord!“ Sie schrie's und schleuderte die Flasche weit von sich.

Liane fiel auf die Kniee. Ihr Körper bebte, tief senkte sie das Haupt.

Da tönte hehres Glockenläuten in das stille Zimmer.

„Neujahr!“ schluchzte das unglückliche Weib und wandte den Kopf scheu nach dem Fenster. Volle Mondstrahlen fluteten herein. Sie beleuchteten ein welkes Sträußchen, das am Boden lag. Liane sah es. Sie faltete die Hände und rutschte auf den Knieen hin.

Sie griff nach den Veilchen! Wie von einer Viper gestochen, zuckte die Hand zurück. Die Finger hatten etwas Kaltes, Glattes berührt. Das Fläschchen mit Morphium war, als sie es fortschleuderte, neben die Blumen gerollt.

Die Glocken schallten feierlich durch die klare Winterluft.

Liane hob den Kopf, ihre Augen irrten nach dem Gartenhaus hinüber. Da! — Sie schnellte empor, ein verzweifelter Aufschrei! Sie beugte den Körper weit zum Fenster hinaus und starrte auf das Paar, das drüben stand. Manfred hatte den Arm innig um Anne geschlungen.

Als er jetzt den Mund der jungen Braut küßte, wankte Liane ins Nebenzimmer, warf einen Mantel um und stürzte hinaus. Im Treppenhaus lauschte sie. — — Dann flog sie die Stufen hinunter auf die Straße. Wohin sie wollte? Sie wußte es nicht, nur fort, weit fort!! — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Glocken läuteten noch. — Schneller, immer schneller strebte die Unglückliche vorwärts. Sie lief, wie gejagt, als könnte sie den hehren Klängen entfliehen! — — — — — — — — — — — —

Weit draußen vor der Stadt, wo Marmorkreuze über die Friedhofmauer ragten, stockte ihr Fuß. „Dort ist Ruhe!“ murmelte sie und schlich an die Pforte.

„Was — ist — das?“ Dicht daneben stand das Küsterhaus, Orgelspiel und feierlicher Gesang tönten heraus.

Liane lehnte das gequälte Haupt an die Mauer, ihre Blicke irrten zum Nachthimmel empor, sie lauschte:

> „Das Jahr geht still zu Ende,
> Nun sei auch still, mein Herz.
> In Gottes treue Hände
> Leg' ich nun Freud' und Schmerz.
> Und was dies Jahr umschlossen,
> Was Gott, der Herr nur weiß,
> Die Thränen, die geflossen,
> Die Wunden brennend heiß.
>
> Hilf Du uns durch die Zeiten
> Und mache fest das Herz,
> Geh' selber uns zur Seiten
> Und führ' uns heimatwärts.
> Und ist es uns hienieden
> So öde, so allein,
> O laß in Deinem Frieden
> Uns hier schon selig sein!“

„Gott, o mein Gott!“ schluchzte Liane auf und — brach zusammen. —

Traumhaft leise verwehten die letzten Klänge der Neujahrsglocken.

Ueber Anwendung und Wirkung der Massage.

Von Dr. med. G. König.

(Mit 13 Abbildungen.) (Nachdruck verboten.)

Die Heilmethode der Massage ist uralt. Wir finden sie schon in den frühesten Zeiten bei den unkultivierten Völkern Asiens, Afrikas und Amerikas. In Indien bestand schon 300 Jahre v. Chr. ein Orden von Aerzten, die ihre Patienten mit Diät, Massage und Heilgymnastik behandelten. In China wurde die Massage von Priestern und in mechanisch-gymnastischen Schulen ausgeübt. Aus Japan wissen wir, daß die Kunst des Massierens meistens in den Händen von Blinden lag. Der blinde Ammasan (Masseur) empfahl sich auf der Straße dem leidenden Publikum durch eine Rohrpfeife, der er wehmütig klagende Töne entlockte.

Auch Griechen und Römer bedienten sich der Massage in Verbindung mit Bädern. Bekannt ist, daß der berühmte Hippokrat sie mit großem Erfolge anwandte und daß der 100 Jahre v. Chr. wirkende römische Arzt Asklepiades ein eifriger Anhänger dieses Heilverfahrens war. —

Vom Orient bürgerte sich durch die Kreuzzüge die Massage im Abendland ein. Doch diente sie mehr zur Verschönerung des Körpers, als zur Hebung von Kraft und Gesundheit. Den europäischen Aerzten der damaligen Zeit erschien die so vorzügliche Heilmethode zu einfach. Deshalb wollten sie von ihr nichts wissen, und so wurde sie nur von Wundmännern und Badern betrieben, um schließlich in die Hände von Hirten, alten Weibern 2c. überzugehen, die sie in Verbindung mit Beschwörungen und anderem Hokuspokus anwandten.

Ende des 16. Jahrhunderts übte der bedeutende französische Chirurg Ambroise Parée die Massage aus und pries die Wirkungen seiner Kuren in einem größeren Werke.

6. Massieren des Fußes.

Mitte des 18. Jahrhunderts schilderte ein englischer Arzt Francis Fuller die Vorzüge der Massage. Wirkliches Gemeingut der ärztlichen Welt ist sie aber erst in der Neuzeit geworden. Das Hauptverdienst, die Massage systematisch angewandt zu haben, gebührt dem Schweden Henrik Ling, der mit der Aufstellung eines „gymnastischen Systems“ auf anatomisch-physiologischen Grundsätzen auch die passiven Bewegungen einführte. Ihm folgte der schwedische Professor Branting und der Major Thure-Brandt, der verdienstvolle Erfinder der Frauenmassage bei Unterleibsleiden. Kurz darauf führte sich die Massage in Frankreich ein. In Deutschland kam sie erst etwas später zur Geltung. Heute ist sie bei uns allerdings derartig verbreitet und geschätzt, daß es wohl keinen praktizierenden Arzt giebt, der die Massage nicht anwendet.

Betrachten wir nun die Technik der Massage und ihre Wirkungen. Die Massage besteht in Streichen, Kneten, Klopfen 2c. und bezweckt eine Stärkung der betreffenden Körperteile. Alle an dem Körperteil vorgenommenen Handlungen sind in der Richtung nach dem Herzen auszuführen. Massiert man den Kopf oder Hals, so streicht, klopft oder knetet man abwärts, während man Arme und Beine aufwärts bearbeitet. Durch das Massieren stärkt man in erster Linie die Nerven, dann die Adern und Lymphgefässe. — Die Nerven werden angenehm erfrischt, die Schmerzen gelindert, die Arbeitskraft erhöht. Letzteres erreicht man hauptsächlich durch die Körpermassage.

Durch die Massage wird der Stoffwechsel lebhafter, krankhafte Ablagerungen in den Muskeln werden zerstreut und diese gekräftigt und gebrauchsfähiger. Die Haut wird glatt, warm, frisch, die Glieder gelenkiger und der ganze Körper geschmeidiger. Das Blut cirkuliert schneller, der Puls geht kräftiger, das Nervensystem wird belebt, Wohlbehagen, Lebens- und Schaffenslust kehren wieder, und diese Stimmung bleibt schließlich von Dauer. Die Körperteile werden zur Massage durch ein Bad vorbereitet, die geschmeidig gemachten Glieder werden durch darauf folgende Gymnastik geübt. Diese kombinierte Behandlung wird in der Regel längere Zeit fortgesetzt. Soll die Haut wärmer gemacht werden, so behandelt man sie trocken. Sonst reibt man sie vor der Massage leicht mit Vaseline oder einem anderen Fette ein, damit die Hände leichter gleiten. Hierdurch werden auch etwa bei der Massage entstehende Schmerzen verringert. — Aus diesem Grunde muß der Masseur auch seine Nägel kurz halten. Stark behaarte Körperteile sind unter Umständen zu rasieren. —

Die Haut behandelt man durch Reiben, Streichen, Kneten, die Muskeln durch Kneten, Klopfen, Hacken; krankhafte Auswüchse sucht man zu verteilen. Ehe man den kranken Teil behandelt, macht man durch Vormassage die dem Herzen benachbarten Körperteile geschmeidiger. Dann folgt die eigentliche Massage, die an der anderen Seite des kranken Teils beginnt und in dem vormassierten Teil ausläuft. Bei trockener Haut darf man etwa nur fünf Minuten, bei geölter etwa zehn Minuten massieren. Das Streichen (Fig. 1) geschieht je nach der Lage oder der Gestalt des betreffenden Körperteils mit den Fingerspitzen, mit den Flächen eines oder mehrerer Finger, mit den flachen Händen in der Art, daß die aufgelegten Hände, resp. Finger stärker oder sanfter in der Richtung des Lymphstromes auf der Haut dahingleiten. — Wird mit beiden Händen gestrichen, so empfiehlt W. Mosengeil folgende Ausführung:

Wir legen die eine Hand unter der kranken Stelle so an, daß die Handfläche der Finger und die beiden Ballen der Hand dem Gliede flach anliegen. Darauf schiebt man diese Hand streichend in die Höhe, setzt die andere Hand in gleicher Weise auf und läßt sie der ersten folgen. Dieses Verfahren wiederholt sich abwechselnd: während die eine Hand sich auf dem Körper vorwärts bewegt, kehrt die andere durch die Luft nach unten zurück. Handelt es sich um das Streichen kleinerer, beschränkter Hautpartieen, so kann man sich statt der flachen Hand des oberen Daumengliedes bedienen. Wo es möglich ist, geht der Strich vom gesunden Gebiet durch das kranke hindurch wieder in das gesunde, dabei ist der Druck ein gleichmäßiger, oder man wechselt in der Stärke desselben und übt bald leichteren, bald schwereren Druck aus.

Beim Kneten (Fig. 2) nimmt man die zu behandelnden Muskeln zwischen Daumen und Fingerspitzen und drückt, knetet und walkt dabei. Das Klappen (Fig. 3) geschieht mit den Seiten der kleinen Finger und zwar schnell. Hierbei kommt es auf ein leichtes Handgelenk an, das der Masseur durch längere Uebung geschmeidig machen muß. Beide Hände arbeiten abwechselnd in der Richtung nach dem Herzen.

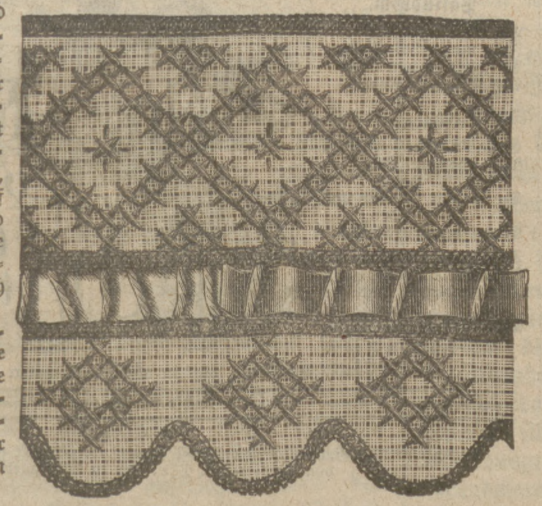
Beim Hacken (Fig. 4) schlägt man mit den Spitzen der gekrümmten Finger auf die zu massierende Körperstelle, während man beim Hohlhandklopfen (Fig. 5) durch das Aufschlagen mit der hohlen Hand die Luft gegen den Körperteil preßt und sie auf ihn wirken läßt. Obige Behandlungsweisen bestehen also in Zusammendrücken und Vorwärtsschieben in der Richtung nach dem Herzen, dem durch die Massage das Blut zugetrieben wird. Das Einströmen von neuem Blut in umgekehrter Richtung geschieht dann ganz von selbst in der gleichen Geschwindigkeit, wie das durch den Masseur vertriebene Blut dem Herzen zufließt. Dadurch wird die dem Körper erforderliche Blutcirkulation geschaffen.

(Schluß folgt.)



Stickerei auf gewirktem, abgepaßtem Kongreßstreifen für Kinderkleidchen.

Sehr hübsch sind abgepaßte Besatzstreifen, welche mit leichtem Kreuzstichmuster bestickt werden können. Diese Arbeit ist für die kleinen Mädchen eine ganz leichte, da dieser Kongreßstoff sehr kräftig ist und auch klar die Abteile zeigt. Unser Modellstreifen hatte nämlich eine hohlsaumartige Verzierung durch zackig eingewirkte weiße Schnur, durch welche ein Seidenband gezogen werden kann, erhalten. Die Ränder waren mit blauem Garn languettiert.



Winterstille.

Nun hat der Berg sein Schneekleid angethan,
Und Schnee liegt lastend auf den Tannenbäumen
Und deckt die Felder zu, ein weißer Plan,
Darunter still die jungen Saaten träumen.

Fried' in der Weite! Nicht ein Laut erklingt —
Ein Zweig nur bebt und stäubt Krystalle nieder,
Gestreift vom Vogel, der empor sich schwingt —
Und still ist alles rings und reglos wieder.

In Winters Banden liegt der See und ruht,
Die Wellen schlafen, die einst lockend riefen.
Nicht spielen mehr die Winde mit der Flut,
Kaum regt sich Leben noch in ihren Tiefen.

O Sonne, wenn durch Wolken du einmal
Hernieder blickst — wo blieb der Erde Prangen?
Schlafende Augen nur erblickt dein Strahl,
Er weckt kein Hoffen auf und kein Verlangen.

Welch eine Stille! Kaum im Herzen mag
Ein Wunsch sich regen, daß es anders werde.
Und doch, o Herz, du weißt, es kommt der Tag
Der wieder schmückt mit blüh'ndem Kranz die Erde.

Johannes Trojan.



Das kunstgewerbliche und technologische Museum in Bozen. Mitten in der Stadt Bozen erhebt sich der alte, ehemalige Herrensitz Hurlach, der nach Entwürfen des Malers Professor Alois Delug zu einem kunstgewerblichen und technologischen Museum umgebaut wird. Ueber den Kellerräumen wird eine Maschinenhalle eingerichtet, einige Säle sind für das Archiv und die Skulptursammlung bestimmt. Der Garten soll als botanische Anlage ausgestaltet werden. Am Westende des Gartens ist eine Halle für Wein-, Obst- und Blumenausstellungen geplant. Im Hochparterre wird eine tirolische Ehren- und Ruhmeshalle zu sehen sein; ferner wird man in anderen Räumen Waffen-, Kostüm-, Werkzeug- und Instrumentensammlungen finden, dann Trachten und Volkstypen der einzelnen Thäler von Tirol. Professor Franz von Defregger hat in liebenswürdiger Weise seine fachkundige Mitwirkung zugesichert.

Max Müller. In Oxford verschied am 28. Oktober Professor Friedrich Max Müller, der berühmte Sprachgelehrte und Sanskritforscher. Ein Sohn deutscher Erde, aber schon seit fast 50 Jahren in England lebend, hatte er sich die Liebe zu seinem Geburtslande bewahrt und sich der deutschen Wissenschaft stets förderlich erwiesen. Am 6. Dezember 1823 zu Dessau als Sohn des Dichters Wilhelm Müller geboren, widmete sich Max Müller auf der Universität Leipzig der Philologie und trieb besonders Sanskritstudien, als deren erste Frucht 1844 eine deutsche Uebersetzung der indischen Fabelsammlung „Hitopadeça" erschien. Nach kürzerem Aufenthalt in Berlin und Paris ging er 1846 nach England, wo ihn die Ostindische Compagnie mit der Herausgabe des ganzen Rigweda, des ältesten indischen Litteraturwerkes, nebst dem Kommentar des Sayana betraute. Der junge Gelehrte nahm nun seinen dauernden Aufenthalt in Oxford, wurde daselbst 1854 ordentlicher Professor für neuere Sprachen und Litteraturen und 1869 Professor für vergleichende Sprachforschung. Nach Begründung der Universität Straßburg wurde er dorthin berufen und hielt auch Vorlesungen, kehrte aber bald nach Oxford zurück. Seine Lehrthätigkeit gab er 1876 auf, um sich ganz der Herausgabe der „Heiligen Bücher des Ostens" zu widmen, einer englischen Uebersetzung antiker orientalischer Religionsschriften, die mehr als 70 Bände zählt.

Dr. Freiherr v. Mittnacht. Nach einer mehr als fünfzigjährigen Thätigkeit im württemb. Staatsdienst hat unlängst Dr. Freiherr von Mittnacht unter Berufung auf sein hohes Alter um Enthebung von seinem Posten nachgesucht. Mit ihm scheidet der letzte von den Staatsmännern, die beim Abschluß der Versailler Verträge und damit an der Neubegründung des Deutschen Reiches beteiligt waren, aus dem aktiven Staatsdienst. Volle 33 Jahre gehörte von Mittnacht dem württ. Staatsministerium an, im Jahre 1867 wurde er zum Justizminister ernannt, 1883 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und seit 1876 war er Ministerpräsident. Er ist am 17. März 1825 in Stuttgart geboren.

Aus Deutsch-China. Während in der Provinz Petschili der Kampf für die europäische Kultur mit Waffengewalt durchgekämpft werden muß, macht die friedliche Kulturarbeit in der deutschen Kolonie, oder wie man genauer sagen muß, im deutschen Schutzgebiet Kiautschau stetige Fortschritte. Die gedeihliche Entwicklung muß um so höher veranschlagt werden, wenn man berücksichtigt, daß eine planmäßige Organisations- und Verwaltungsthätigkeit erst mit dem Abschluß des deutsch-chinesischen Vertrags vom 6. März 1898 wegen Ueberlassung des allerdings schon früher besetzten Gebiets möglich wurde. Besonders Tsingtau hat sich in den zwei Jahren sehr gehoben. Massive neue Häuser, sogar Prachtbauten erheben sich heute dort, wo vor zwei Jahren auch noch nicht ein einziges Häuschen stand. Neue, gerade Straßen und Wege sind angelegt, Kanalisationsarbeiten durchgeführt, der Bau einer Wasserleitung, durch die Tsingtau mit Quellwasser von dem im Osten der Stadt gelegenen, etwa 400 Meter hohen Prinz Heinrichberg versorgt werden soll, steht in Aussicht. Die erfreulichen Verhältnisse sind in erster Reihe dem Vorgehen der Marineverwaltung zu danken, die bei allen Maßnahmen in Kiautschau den wirtschaftlichen Gesichtspunkt in den Vordergrund gerückt hat, weil sie als



Gutmütig.

Frau: „Nicht wahr, Männchen, heute zu deinem Geburtstage bleibst du zu Hause?“

Mann (Arzt): „Hm, das wird nicht gehen; ich habe eine Anzahl Patienten zu besuchen!“

Frau: „Ach, bleibe doch da; laß doch die armen Kranken diesen Tag auch feiern!“

entscheidend für die Zukunft des Platzes, unbeschadet seiner militärisch-maritimen Bedeutung als Flottenstation, in erster Linie seine Entwicklung als Handelskolonie, als wichtiger Stützpunkt der deutschen Kaufmannschaft in Ostasien für die Erschließung eines weiten Hinterlandes betrachtete. Das ganze deutsche Pachtgebiet umfaßt etwa 540 Quadratkilometer mit ungefähr 60,000 bis 80,000 chinesischen Bewohnern. Der Ort hat seiner doppelten Bestimmung gemäß zwei Häfen, einen für Kriegsschiffe und den andern, der mit einer 160 Meter langen Landungsbrücke ausgestattet ist, für Handelsschiffe. Dieser ist als Freihafen am 2. September 1898 dem Handel aller Nationen mit der Maßgabe geöffnet worden, daß das Freihafengebiet die ganze deutsche Pachtung umfaßt, ein sprechender Beweis, daß Deutschland die Politik der „offenen Thür,“ zu deren Sicherung jetzt das Abkommen mit England getroffen wurde, von Anfang an ernsthaft befolgt hat. Für die weitere Entwicklung der Stadt wird es jedenfalls von wesentlichem Nutzen sein, daß von vornherein ein fester Bebauungsplan entworfen worden ist. Es liegt auf der Hand, daß eine derartige Anlage nicht von einem Tag zum andern fertiggestellt werden kann; so vieles im einzelnen schon vollendet ist, das Ganze ist noch im Werden, überall wird eifrig gearbeitet. Häuser, Kanalisation, Straßen, Eisenbahnen sind entstanden und entstehen allenthalben in und um Tsingtau, an allen Ecken und Enden sieht man zahlreiche Arbeiter an Bau-, Bahn- und Erdarbeiten beschäftigt. Diese rege Bauthätigkeit hat denn auch schon eine Industrie gezeitigt: eine Dampfziegelei und ein Kalkofen stellen das Material zur Errichtung der Baulichkeiten her. So könnte man mit allem durchaus zufrieden sein, wenn nicht das Klima und infolgedessen der Gesundheitszustand manchmal zu wünschen übrig ließe. Daran sind, wie bei allen Kolonien in ihren Anfängen, hauptsächlich die schlechten Wohnungsverhältnisse und der Mangel an gutem Trinkwasser schuld — Uebelstände, die ja in nicht allzulanger Zeit beseitigt sein werden. Einstweilen kann man nur wünschen, daß die Entwicklung der Stadt in der bisherigen Weise fortschreiten möge.

Mit Volldampf. Der Winter ist für die Jugend — wenn er's nicht gar zu bös meint, nicht mit gar zu schwerem Geschütz heranrückt — ein liebenswürdiger Geselle und vielfacher Freudenbringer. Am meisten für die liebe Jugend, der er Schneemänner und Schneeballen, Schlittenbahn und Eislauf beschert, ganz abgesehen von dem Bratapfel in der Ofenröhre. Was ist das doch für eine Prachtfreude, solch lustige Fahrt bergab im Handschlitten! Eine richtige Hörnerschlittenfahrt im kleinen ist's, unter Juchhe und Jubelgeschrei den steilen Hang hinunter — selbst der Sepp, der dabei zu Fall kommt, wird morgen mit doppeltem Vergnügen wieder dabei sein! Th. Kleehaas, der stets für die Freuden und Leiden der Kinderwelt ein offenes Auge hat, stellt auf unserem ersten Vollbilde solch eine übermütige Schlittenfahrt packend dar. —



Unerwarteter Bescheid. Buchhalter: „Heute, Herr Prinzipal, sind es zwanzig Jahre, daß ich in Ihren Diensten stehe!“ — Prinzipal: „Da sehen Sie, wie lange ich Geduld mit Ihnen gehabt habe!“

Nicht gut möglich. Professor: „Schmidt, wenn der selige Pythagoras noch lebte und Ihre schauderhafte Beweisführung seines Lehrsatzes mit ansehen könnte — glauben Sie sicher — er würde sich im Grabe umdrehen!“

Stimmt. Lehrer: „Eine Henne hat die Eigenschaft, sechshundert Eier zu legen und die Zahl bringt sie in etwa fünf Jahren zu stande. Was wird dann wohl mit ihr?“ — Schüler: „Dann wird sie im Restaurant als junges Huhn verkauft!“

Robert Molesworth, im Jahre 1716 zum Viscount Molesworth ernannt, war längere Zeit englischer Gesandter in Kopenhagen und schrieb nach seiner Rückkehr eine Abhandlung über dänische Zustände, welche sich in scharfem, aber gerechtem Tadel gegen die dänische Regierung erging. Kurz nach der Publikation der Schrift erschien der dänische Gesandte in London in St. James und erbat sich eine Audienz bei König Wilhelm III. „Wenn ein Däne,“ sagte der Gesandte, „so über das englische Gouvernement zu sprechen wagte, so würde mein Monarch ihm den Kopf abschlagen lassen.“ — „Nun, dies kann ich leider nicht,“ erwiderte der König, „aber ich will Ihnen sagen, was ich thun will: ich will Molesworth wissen lassen, was Sie mir mitgeteilt haben, damit er es in der zweiten Ausgabe seiner Schrift anbringt. St.

Graf von Orsini, der Haupturheber des im Jahre 1858 verübten Attentats auf Napoleon III., bei dem 10 Personen getötet und 150 verwundet wurden, der Kaiser und seine Gemahlin aber unversehrt blieben, trug, als er verhaftet und ins Gefängnis eingeliefert wurde, einen schwarzen Bart, der aber in kurzer Zeit schneeweiß wurde. Allgemein nahm man damals an, sein Bart sei infolge der großen, seelischen Erregungen in so kurzer Zeit weiß geworden, bis ein Engländer, das Mitglied des Parlaments, Joseph Cowen, in dessen Hause in London Orsini einige Wochen vor dem Attentat gewohnt hatte, mitteilte, daß er durch Zufall Kenntnis davon erhielt, daß Orsini sich den Bart zu färben pflegte und daß das Weißwerden desselben im Gefängnis nur auf den Mangel an der nötigen Haarfarbe zurückzuführen gewesen sei. St.



Um Topfpflanzen ein üppiges Aussehen zu erhalten, setzt man beim Gießen auf 1 Liter Wasser einen Fingerhut voll Weingeist zu, nach ein- bis zweimaliger Anwendung sieht man den Erfolg.

Wert der Zwiebel. Der Gebrauch dieser mit zahlreichen Schalen versehenen Erdfrucht ist eine mannigfache. Sie dient nicht nur zur Erhöhung des besseren und leichteren Wohlgeschmackes, zur Verdauung, sondern auch als Heilmittel. Wenn man Zwiebelsaft auf Insektenstiche streicht, so verhindert man die Schädlichkeit derselben. Auch gegen das Ausfallen der Kopfhaare sind die Zwiebeln, auf folgende Weise bereitet, sehr gut: Man nimmt 1 Liter Franzbranntwein, 1/4 Liter Klettenwurzelkochung, schneidet 3 große Zwiebeln in diese Mischung und läßt dieselbe 3 Stunden in der Wärme stehen und sich klären. Zweimal täglich befeuchtet man die Kopfhaut mit der Flüssigkeit, oder auch nur des Abends und bedeckt den Kopf mit einem Tuche. Der Erfolg wird nicht ausbleiben, und bald wird sich wieder ein besserer Haarwuchs einstellen.

Vexierbild.



Wo ist doch nur Nachbars Johann, der mir immer den Kohl stibitzt.

Ulmer Zuckerbrot. 1 Kilogramm feinstes Mehl, 125 Gramm Butter, 125 Gramm weißer Zucker, eine Messerspitze voll Fenchel, Rosenwasser nach Bedarf, 3 Eier, 2 Löffel süßer Rahm (Sahne), 2 Löffel Arac. Man macht einen kleinen Vorteig mit 2 Löffeln Hefe von der Hälfte Mehl; sobald dieser genügend gegangen ist, mischt man sämtliche oben benannte Zuthaten mit dem Mehl zu einem sehr festen Teig zusammen, ungefähr wie zu Nudeln. Alsdann rollt man den Teig auf dem Tische zur Dicke von zwei Messerrücken aus, sticht runde Scheiben mit einem Trinkglase daraus, setzt diese aufrecht aneinander, stellt an beide Enden der Rolle einen Stein ꝛc., damit sie nicht umfallen, läßt sie etwas aufgehen, macht mit einem scharfen Messer einen Schnitt der Länge nach die halbe Rolle tief, und bäckt das Brot in einem gelinden Ofen. Nach dem Backen bestreicht man es, so lange es heiß ist, mit Butter.

Quadraträtsel.

B	B	B
D	E	E
O	O	Y

Die Buchstaben des nebenstehenden Quadrates sind so zu ordnen daß die entsprechenden wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautende Wörter ergeben. Die Wörter bezeichnen: 1) Die englische Abkürzung von Robert. 2) Eine Art der lyrischen Dichtung. 3) Einen Rang in der Türkei.

Dreisilbige Charade.

Die Erste ist die Zweite,
Die Zweite ist die Erste,
Die Dritte, gieb wohl acht,
Verlierst du über Nacht.
Das Ganze bedeute
Ich blos nur für heute.

Staubach.

Palindrom.

Von vorne gelesen
Ist's mythisches Wesen.
Du wirst es von hinten
Als Küstenort finden.

Charade.

Es bau'n die ersten beiden
Mit scharfem Zahn ihr Haus;
Du sprichst in Lust und Leiden
Erregt die dritte aus.
Das Ganze endlich nennet
Im Württemberger Land
Ein Städtchen, das ihr kennet
Aneines Flüßchens Strand

Julius Falck.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.